

#### Citation style

Schock, Flemming: Rezension über: Bettina Dietz, Das System der Natur. Die kollaborative Wissenskultur der Botanik im 18. Jahrhundert, Köln / Weimar / Wien: Böhlau, 2017, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 46 (2019), 2, S. 386-388, DOI: 10.15463/rec.29359245



#### copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

schon Davilas historiographisches Werk um 1600 klar tacitistisch geprägt ist, muss man doch fragen, was um 1700 die „geschichtsphilosophischen“ oder theoretischen „pattern“ waren, die „Geschichtsbilder“ organisierten. Auch die theologico-politischen systematischen Theorien zum Religionskrieg und zu grenzüberschreitender Allianzbildung als ein Unterfall der *iustum-bellum*-Lehre, wie sie protestantischerseits bei Sleidan nachzulesen war, wie sie von Bullinger, Vermigli, den Monarchomachen bis hin zu Grotius expliziert diskutiert wurde und auch bei neoscholastischen Autoren um 1600 im Rahmen eines konfessionell verstandenen Völkerrechts längst klar formuliert war, tauchen im Buch nicht auf, obwohl sie ja die abhorreszierte Folie der Autoren um 1700 waren: Widerstandsrecht als positive Akzeptanz von „Religionskrieg“ war freilich für die meisten Engländer 1689 in anglikanischer „passive-obedience“-Tradition ebenso wie für einen Hugenotten Jurieu nicht mehr so formulierbar wie für den Autor der „Vindiciae“ oder Jean Boucher. Aber gerade diese epistemische Schwelle macht das nun überhäufte Auftauchen des Religionskriegsbegriffs eher zum Indikator für eine neue Politik epoche im alten Sprachgewand. Auch die Einbeziehung der historiographischen Debatte hinsichtlich der Geschichte des humanistisch imprägnierten Parallelkonzepts „Bürgerkrieg“ von C. Schmitt über E. di Rienzo zu D. Armitage hätte sicher Kontrastschärfe vermittelt. Für eine echte Geschichte des Religionskriegskonzepts um 1700 müsste man wohl dieses historisierende, längst auch durch viele andere diskursive Herausforderungen gebrochene Verhältnis der ludovizianischen Epoche zum 16. und frühen 17. Jahrhundert irgendwie systematisch reflektieren. Nichtsdestoweniger liegt mit der Arbeit nun jedenfalls für die Zeit um 1700 eine handwerklich fehlerfreie, im sprachlichen Zugriff auf die westeuropäischen Quellen versierte und in der Politikgeschichte der Zeit souveräne Studie zur Verwendung des Religionskriegsarguments in Historiographie und publizistischer Polemik vor.

Cornel Zwierlein, Bamberg

Dietz, Bettina, Das System der Natur. Die kollaborative Wissenskultur der Botanik im 18. Jahrhundert, Köln / Weimar / Wien 2017, Böhlau, 216 S., € 35,00.

Die kompakte Studie über das Wissenssystem der Botanik des 18. Jahrhunderts relativiert ein klassisches Narrativ der Wissenschaftsgeschichte: Carl von Linné sei nicht „der heroische und herkulische Autor“ (8) gewesen, zu dem er sich bereits selbst stilisiert habe – und als den ihn die Forschung bis heute sieht. Die Pointe von Dietz' Argumentation liegt darin, Linné zwar im Zentrum der Erzählung zu belassen, dieses Zentrum zugleich aber von seiner Peripherie her zu denken und abhängig zu machen. Denn Linnés monumentales Vorhaben einer globalen Pflanzengeographie war, so Dietz, nur von Erfolg gekrönt, weil sie das Ergebnis eines offenen und vielschichtigen „Gemeinschaftsunternehmens“ (11) war.

Die historischen Wurzeln dieser kollaborativen Arbeitsstrategien liegen jedoch nicht in der Aufklärung. Entlang der Entstehungsgeschichte von John Rays „Synopsis methodica stirpium Britannicarum“ (1690), einer zentralen botanischen Publikation des 17. Jahrhunderts, zeigt ein erstes Kapitel, dass bereits die „vorlinnéische Botanik“ (17) die spätere gelehrte Praxis in wesentlichen Zügen vorwegnahm. So konnte Ray unterstützende Autoren für seinen in mehreren Zyklen aktualisierten Katalog einer gesamten englischen Flora gewinnen und explizierte diese Strategie auch bewusst. Allen Beteiligten war klar, dass es effektiver war, „ergänzende Funde zu teilen und zu publizieren als sie unpubliziert im Herbarium verschlossen zu halten“ (37). Freigiebig wurde Ray Wissen und Material überlassen, was dieser an entsprechend prominenter Stelle in den gedruckten „Aktualisierungszyklen“ (38) seines Werks honorierte, indem er dankbar auf die notwendige Hilfe am botanischen Gemeinschaftsprojekt verwies.

Mehr noch: Das „Zukunftsweisende“ (44) am idealistischen Geben und Nehmen war, dass sich Ray auch für Fehlerkorrekturen bedankte – ein keineswegs selbstverständlicher Zug innerhalb einer Wissenskulturskultur, die oft noch von persönlicher Eitelkeit dominiert war. Demgegenüber sah sich Ray lediglich als „Schriftführer“ (47) eines kollektiven Prinzips von Autorenschaft.

Ganz anders bei Albrecht von Haller, wie das anschließende Kapitel zeigt: Während Ray den dann auch von Linné beschrittenen Weg des „iterativen“ Publizierens in über Jahrzehnten verbesserten und erweiterten Auflagen wählte, verschleppte der berühmte Botaniker die Veröffentlichung seiner Schweizer Pflanzenwerke – ebenfalls jahrzehntelang. Sehr deutlich wird, wie Haller mit der permanenten Vorläufigkeit des Wissensstandes rang, sich jedoch nicht zu einer frühzeitigen Publikation durchringen konnte, um anderen Gelehrten sein Wissen zum Abgleich verfügbar zu machen. Sein „retardierender Perfektionismus“ (69) erschwerte so letztlich den Erkenntnisfortschritt, vor allem, weil er sich der Leserschaft als aktives und kritisches Korrektiv beraubte.

Was Haller, Linné und alle anderen Botaniker jedoch einte, war die effiziente Nutzung weit verzweigter Briefnetzwerke. Sie waren die entscheidende Grundlage in der „partizipativen Architektur“ (73) des botanischen Systems. Entlang plastischer Beispiele beschreibt Dietz die Mechanismen und Strategien dieses „Informationsmanagements“ (74) und identifiziert verschiedene Techniken, mit denen die brieflichen Routinen die rasant wachsenden Datenströme rationalisierten und regulierten: Intensiv wurden zeitsparende Listen- und Referenzkataloge eingesetzt, gezielt Fragen, Antworten und Bilder ausgetauscht. Dabei spielte nicht zuletzt die Technik der wechselseitigen „Fehlermeldung“ (80) eine maßgebliche Rolle, und es war wieder Linné, der „das Potential des Mediums Korrespondenz maximal zu nutzen wusste“ (83).

Grundlage der Briefwechsel war ein intensiv kultiviertes „Ethos der Vertrauenswürdigkeit“ (93). Die dafür nötigen praktischen Vertrauensbildungsprozesse sind Gegenstand des dritten Kapitels. Eindrücklich skizziert Dietz hier die drakonischen Konsequenzen von – seltenem – Vertrauensmissbrauch und Alleingängen, wie im Fall des deutschen Botanikers Johann Georg Siegesbeck. Dessen Fehlverhalten wurde mit einem Ausschluss aus der ‚Community‘ sanktioniert und mündete in einem „Paria-status“ (114). Unter anderen Botanikern gingen Respekt und Vertrauen hingegen so weit, dass Pflanzenbeschreibungen teils „mit den Augen anderer“ (105) präzisiert wurden.

Dass die botanische Tauschökonomie neben Pflanzen und Briefen letztlich auch das ‚alte‘ Medium Buch umfasste, illustriert das anschließende Kapitel. Die Buchzentriertheit der botanischen Wissenskulturskultur wurde zwar gelockert, Bücher blieben aber ein wichtiger Referenzpunkt. Wo in der Aufklärungsforschung sonst die (angebliche) Omnipräsenz gedruckten Wissens überbetont wird, führt Dietz die schlichte Nichtverfügbarkeit botanischer Publikationen ins Feld: Selbst in Universitätsstädten waren die neuesten Publikationen Linnés kaum zu erhalten. Wiederum gelang es über den brieflichen Austausch, „die Defizite des Buchmarktes durch Tausch zu kompensieren“ (119). Die „korrespondenzgestützten Beschaffungsnetzwerke“ (131) für gefragte Bücher gingen sogar so weit, dass sich Botaniker über die Verlässlichkeit einzelner Transportrouten austauschten.

Ein fünftes Kapitel verfolgt die Bedeutung der sprachlichen Übersetzungen, Aktualisierungen und Ergänzungen als eigene „Formen der Koautorenschaft“ (139) innerhalb der kollaborativ agierenden ‚Community‘. Anhand der Übersetzungen von Linnés auf Latein verfasstem „Systema naturae“ zeigt Dietz, dass die textlich immer kom-

plexer werdenden Übersetzungszyklen einem ähnlichen Aktualisierungsdruck und qualitativen Anspruch genügen musste wie das Original. Eine der häufigsten strategischen Ergänzungen lag dabei im „Regionalisieren“ (146): Die Übersetzungen ergänzten Linnés global angelegtes Erfassungsprojekt immer mehr um regionale botanische Informationen. Es war diese Expansionsfähigkeit und die Attraktivität von Linnés standardisierter lateinischer „Nomenklatur als Universalsprache“ (157), die sein botanisches System international über Jahrzehnte bestimmend bleiben ließ, bis Mitte des 19. Jahrhunderts die botanischen Bemühungen und Terminologien innerhalb Europas zunehmend auseinanderdrifteten.

Anhand der Publikationsgeschichte von Pehr Osbecks Reisebericht über China beleuchtet ein letztes Kapitel noch einmal das effiziente Prinzip „modularisierter Autorenschaft“ (175): Osbeck, ein Schüler Linnés, war mit dessen Projekt einer globalen Pflanzengeographie arbeitstechnisch geradezu symbiotisch verwoben und stellte Linné sein Wissen und Objektmaterial vor der Publikation des eigenen Textes zur Verfügung. Durch die Vielzahl der Korrekturen und fremden Beiträge in seinem eigenen Werk sei Osbeck als Autor letztlich ein „Kompositum und sein Text eine Assemblage“ gewesen (160).

Das Fazit: Dietz' abschließende Analogiebildung von damaliger Botanik und dem gegenwärtigen Open-Source-Betriebssystem Linux bezüglich des arbeitsteiligen „Modus operandi“ (177) wirkt etwas bemüht. Das ändert nichts daran, dass ihre originelle Studie die erstaunliche Modernität einer Wissenschaft deutlich macht, die vielleicht wie keine zweite im 18. Jahrhundert mit empirischem Datenzuwachs zu kämpfen hatte – und intelligente Antworten fand. Vor allem zeigt sich, dass Linnés Bedeutung für den botanischen Erkenntnisfortschritt neben seinem theoretischen System in den innovativen arbeitspraktischen Wegen gemeinschaftlicher Wissensgewinnung und Publikation lag.

Flemming Schock, Leipzig

*Friedrich, Markus / Alexander Schunka* (Hrsg.), *Reporting Christian Missions in the Eighteenth Century. Communication, Culture of Knowledge and Regular Publication in a Cross-Confessional Perspective* (Jabloniana, 8), Wiesbaden 2017, Harrassowitz, 196 S., € 52,00.

Die frühneuzeitlichen Übersee-Missionen insbesondere der katholischen Kirche, vermehrt aber auch protestantischer Denominationen, haben sich in jüngster Zeit zu einem viel beachteten Fokus der historischen Forschung entwickelt, wobei Fragen kulturellen Austauschs und epistemischer Netzwerke oft im Vordergrund standen. Eine wichtige Quellengrundlage für diese Forschungen bilden gedruckte Missionarsberichte, von denen im 18. Jahrhundert zahlreiche in periodisch publizierten Zeitschriften erschienen. Diesen „Missionszeitschriften“ („missionary journals“) widmet sich der vorliegende Sammelband, der auf einen Workshop an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt zurückgeht. Dabei interessieren sich die Herausgeber nicht hauptsächlich für den Inhalt der Missionszeitschriften, sondern vor allem für die Technologien und Verfahren, die bei der Entstehung und Verbreitung von Informationen zum Einsatz kamen. Berücksichtigt werden in den neun Beiträgen sowohl protestantische wie auch katholische Zeitschriften. Nebst bekannten Publikationsorganen wie den „Lettres édifiantes“ der Jesuiten oder den „Halleschen Berichten“ der Dänisch-Halleschen Mission werden auch weniger berühmte Beispiele etwa von der anglikanischen Society for Promoting Christian Knowledge vorgestellt.